

**Laudatio auf den Preisträger Hans Joachim Schädlich,**  
gehalten von Prof. Heinz Ludwig Arnold †

„Kennen Sie das? Jemand fragt, Wovon ist eigentlich die Rede? Als ob ausgerechnet ich das wüßte! Ich mache mir keine Gedanken über den Inhalt. Jemand wird antworten, Haha, das sagen alle! (...) Ich weiß trotzdem nicht, wovon die Rede ist. Selbst ein Elefant weiß erst, wohin er wollte, wenn er angekommen ist. Und ich glaube gar nicht, daß ich ankommen werde. Ich liefere bloß eine Beschreibung. Machen Sie damit, was Sie wollen. Das geht mich nichts an. Es wird sich schon jemand finden, der eine Beschreibung der Beschreibung liefert. (...) Ich sage nichts mehr. Hören Sie doch nicht zu. Gehen Sie doch raus. Werfen Sie das Buch doch weg. (...) Aber fragen Sie nicht mich. Stellen Sie sich vor, daß ich vor längerer Zeit gestorben bin. Ich kann Ihnen nicht antworten. Sie müssen selber sehen, wie Sie weiterkommen. Eines Tages wird es sowieso keine Verfasser mehr geben. Und keine Bücher. Das wäre schön, wenn es schon soweit wäre. Aber noch leben Sie in der Bücher-Zeit. Da kommen Sie um diese Dinger nicht immer herum. Solange heißt es eben: Rein und durch. Oder wie gesagt. Ach, Sie lesen gerne Bücher? Na, um so besser. (...) Sehen Sie mal. Versuchen Sie es. Weiter im Text. Irgendwann kommt ein Satz, der Ihnen zusagt. Entweder weil er vieldeutig ist, und Sie können sich Gedanken machen. Oder weil er eindeutig ist. Bei mir finden Sie beides. Für jeden etwas. Oder für jede Lage. Und fühlen Sie sich bitte bloß nicht brusquiert. Ich fühle mich auch nicht. Wie würden Sie sich vorkommen, wenn jemand zu Ihnen sagte, Ich weiß nicht, was es bedeutet. Ich erkenne die Wirklichkeit nicht mehr. Ich vermisse eine Absicht. Das ist doch alles Un-Sinn, was Sie schreiben! Fühlen Sie keinen Auftrag? Einen politischen, religiösen, pädagogischen, ideologischen, moralischen, ethischen, schwedischen? Einen ästhetischen, kybernetischen, geheimen, verantwortungsvollen, weiteren, heiteren, historischen, militärischen, hysterischen, inneren Auftrag? Einen Dienst-, Dauer-, Lehr-, Produktions-, Partei-, Export-, Sonder-, Rüstungs-, Wählerauftrag? Wie würden Sie sich fühlen, wenn jemand Sie fragte, Wer soll das denn lesen. Wen oder was wollen Sie denn oder denn Sie erreichen. Das ist doch kein Spiel! (...) Es reicht Ihnen jetzt? O.K. Nur eins noch, sagt der Verfasser. Seien Sie vorsichtig! Auf den ersten Blick sieht alles anders aus.“

Nein, meine Damen und Herren, Literatur ist kein Spiel, jedenfalls nicht nur, und manche Mächtigen fürchten das freie Spiel der Literatur so sehr, daß sie ihre Verfasser verfolgen und ihre Produkte verhindern, oder unterdrücken, oder gar vernichten, verbrennen.

Auch August Heinrich Hoffmann, der sich von Fallersleben nannte und dessen Namen dieser Preis trägt, den wir heute verleihen – auch Hoffmann von Fallersleben wurde durch ein Dekret vom 20. Dezember 1842 wegen politisch anstößiger Grundsätze und Tendenzen, die er in seinen «Unpolitischen Liedern» 1840 und 1841 formuliert hat, ohne Pension seiner Professur enthoben und danach aus mehreren deutschen Bundesstaaten polizeilich ausgewiesen – bis er 1848 auch in Preußen rehabilitiert wurde und sich 1853 in Weimar, schließlich als Bibliothekar auf Schloß Corvey niederließ, wo er am 19. Januar 1874 starb..

Auch Hans Joachim Schädlich wurde wegen anstößiger Sätze und Grundsätze von dem Staat, in dem er damals lebte, als Schriftsteller verhindert und als Person kriminalisiert. Und auch er verließ diesen Staat - der freilich war schon zwei Jahre vergangen, als Hans Joachim Schädlich den imaginierten "Verfasser" seines Romans „Schott“ den eingangs vernommenen Zweifelszauber formulieren ließ.

„Schott“ erschien 1992: ein, wenigstens literarischer, Sieg der individuellen Freiheit über den totalitären Machtanspruch. Denn „Schott“ ist mehr als ein Roman und seine tragende Figur, „Schott“ wird zum Inbegriff eines Verhaltens, das, wie Schädlich einmal formulierte, „frei von [historischer] Geschichte zur Freiheit der [erzählten] Geschichte“ gelangt: also mit aufklärendem Verstand und sprachlichem Witz ein Erzählen inszeniert, das den Lesern das Denken nicht abnimmt, sondern es in den Köpfen der Leser erst möglich macht, und zwar mit deren eigener Hilfe.

„Schott“ erschien 15 Jahre nach Hans Joachim Schädlichs Übergang aus der DDR in die Bundesrepublik Deutschland. Die DDR hatte ihn als Schriftsteller nicht zu Wort kommen lassen, weil das, was er schrieb, die Wirklichkeit anders vermittelte, als es das offizielle Literaturprogramm gebot. Denn Schädlich hatte die DDR nicht so wahrgenommen, wie sich die Mächtigen ‚ihren‘ Staat durch ‚ihre‘ Schriftsteller gern malen ließen. Doch seinen anderen Blick auf das Land und seine von den offiziellen Grundsätzen abweichenden Sätze über des Landes Wirklichkeit konnte das System nicht ertragen, in das Hans Joachim Schädlich da hineingeraten war.

Geboren 1935 im vogtländischen Reichenbach und aufgewachsen im Kreise zweier Brüder und einer Schwester als Sohn eines Wollkaufmanns, gehörte Schädlich zu jenen Bürgerkindern der DDR, die im Titel des „Arbeiter- und Bauernstaates“ nicht vorkamen und deshalb besondere Anstrengungen unternehmen mußten, um in den Genuß einer höheren Ausbildung zu kommen. Schädlich studierte erst deutsche Literatur an der Ostberliner Humboldt-Universität, dann aber Sprachwissenschaft an der Leipziger Karl-Marx-Universität, weil, so Schädlich, das Studium der deutschen Literatur „eher der politischen Indoktrination als der literarischen Ausbildung diente“. 1960 promovierte er und wurde Mitarbeiter am Institut für deutsche Sprache und Literatur der Ostberliner Akademie der Wissenschaften.

Als 1961 die Mächtigen in der DDR mit der Mauer in Berlin den letzten offenen Zugang zur westlichen Welt verschlossen, war Schädlich 25 Jahre alt.

Schädlich empfand die Deformation des Lebens in der DDR, die von der Perversion des Mauerbaus nurmehr herausgestellt wurde, früh; doch zu schreiben begann er erst gegen Ende der sechziger Jahre, um die Erscheinungen dieser Deformation zu benennen.

Von den Geschichten, die nun langsam entstehen, reflektieren die ersten das Schreiben selbst: zum Beispiel jene mit dem Titel „Papier und Bleistift“ von 1971. Darin erschafft sich der Schreiber die Welt, in der er schreiben wird, selbst: Schreibend entfaltet er seine Phantasie – was fehlt, erfindet er sich auf dem Papier. Vor allem werden die Instrumente, deren der Schriftsteller bedarf, vorbereitet: geschliffen und geschärft. Die wesentliche Bedingung, ja Voraussetzung, aber auch Ziel ihrer Verwendung: die Autonomie ihres Verwenders.

Deren Begrenzung bringt der Schreiber in einem Text fünf Jahre später zur Anschauung - der Titel: „Kleine Schule der Poesie“. Darin schreibt ein junger Mensch „unbedacht und unüberlegt“ halbe Sätze und Verse, „läßt seine Verse zurück in Händen flüchtig Gekannter“, „läuft unter Kinder, liest ihnen vor“. Schließlich bündelt er seine Verse, „schickt sie den Büchermachern, die ihn bestellen zu bedenkllicher Vorhaltung. Verkennt ihre Strenge als Ausflucht und nennt sie noch Anbeter. - Nimmt seine Blätter, verschließt sie. - Schreibt auf mannshohen Bogen einzigen Satz und entrollt das Papier auf offener Straße: Hinweg fege losbrechende Wirklichkeit Heere hündischer Aufpasser und die großen Sachverständigen.“

Doch solch freimütiger, ja aufsässiger Umgang mit den Mitteln der Sprache, der Poesie, solches Verhalten des Schreibern hat Konsequenzen: „In einem Haus der Behörde wird erfragt, ob es, erstens, zutrefte, daß er, wie ermittelt, also bei verschiedener Gelegenheit, geäußert habe, wer die Wahrheit sage, worüber, das werde noch erörtert, der spüre doch bald die Folge? Sogar wer sie lese nur, könne, ungünstigen Umstand angenommen, Nachteil erleiden?

Und was überhaupt Wahrheit heiße? Er meine Wahrheit, die nur seine sei, nicht die anderer. Keiner wolle seine hören, die zu klein sei vor einer größeren. Die größere aber rücke auch seine kleinere zurecht. Dies für den Anfang.“

Das war für den Schriftsteller Hans Joachim Schädlich die Metapher für den Anfang vom Ende seiner Schriftstellerei in der DDR. Mit Texten wie diesen konnte er nicht reüssieren. Seit 1971 bemühte er sich, seine Prosatexte in der DDR zu veröffentlichen. Die Antworten waren hinhaltend, zuratend, ablehnend, und meist wurde ihm nahegelegt, „einen ‚neuen Schreibansatz‘ zu finden“; dem Spracharbeiter wurde empfohlen, mal in einem Bergwerk zu arbeiten oder bei der Ernte zu helfen, um den ‚richtigen Blick für die Wirklichkeit‘ zu gewinnen. - Mustergültig für den Geist dieser sogenannten ‚Wirklichkeit‘ ist ein Absage-Brief des Redakteurs Eduard Klein von der Zeitschrift „Neue Deutsche Literatur“, dem Zentralorgan des DDR-Schriftstellerverbandes, in dem es heißt: „Mehrere Kollegen unserer Redaktion haben die Manuskripte gelesen, doch können wir uns zu einem Abdruck nicht entschließen. Übereinstimmend finden wir, daß die Arbeiten gut geschrieben sind, nicht nur, was die Beherrschung der Sprache angeht, sondern auch die Fähigkeit zu verknappen, Stimmungen einzufangen usw. Unsere Einwände richten sich gegen den Inhalt. Mit Unterschieden von einer Arbeit zur anderen finden wir, ist er zu sehr verschlüsselt und geht andererseits in eine zu stark verneinende Richtung.“

Der Brief offenbart die perverse Instrumentalisierung der Kunst: Schädlich, so urteilen die Redakteure einer Literaturzeitschrift, sei zwar ein guter Schriftsteller, nur habe er leider die falsche Gesinnung und befasse sich mit den falschen Themen und könne deshalb im Zentralorgan der DDR-Literatur nicht veröffentlicht werden – das hieß aber: nirgendwo in der DDR.

Schädlich blieb sich treu und geriet immer mehr in die Isolation. Und als er am 17. November 1976 auch noch seine Unterschrift unter den Protestbrief gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns setzte, beendete die Akademie der Wissenschaften die Zusammenarbeit mit ihm, und er bekam auch keine Verlags-Aufträge mehr für Übersetzungen.

Anfang 1977 nahm Christel Sudau, die Korrespondentin der "Frankfurter Rundschau" in Ostberlin, ein Konvolut von 25 Erzählungen Schädlichs mit in den Westen und brachte es zu Günter Grass, der es in seinem, dem Luchterhand Verlag veröffentlichen lassen wollte. Doch dessen Leiter Hans Altenhein bangte um seine DDR-Lizenzen und lehnte die Publikation ab. Im August 1977 erschien Hans Joachim Schädlichs erstes Buch „Versuchte Nähe“ bei Rowohlt.

Die Reaktionen in der DDR waren stereotyp: Noch im August meldete sich das Büro für Urheberrechte der DDR und monierte, daß Schädlich keine Genehmigung zur Vergabe des Buches an Rowohlt eingeholt habe – gern hätte die DDR für Texte, deren Publikation im eigenen Lande sie verbot, wenigstens das Honorar kassiert. Anfang September belehrte der stellvertretende DDR-Kulturminister Klaus Höpke die versammelten Verlagsvertreter der DDR, Schädlich habe sich „mit einer Veröffentlichung im Rowohlt Verlag in die Front der

psychologischen Kriegsführung gegen den ersten Arbeiter- und Bauern-Staat auf deutschem Boden eingereicht“. Und in der Mitgliederversammlung des Ost-Berliner Schriftstellerverbandes lamentierten Kollegen, diese Veröffentlichung erfülle den Tatbestand der „staatsfeindlichen Hetze“ und es sei nur der Großzügigkeit der Staatsorgane zuzuschreiben, daß Schädlich noch auf freiem Fuße sei.

Noch im selben Monat stellte Schädlich einen Antrag auf Ausreise, der zuerst abgelehnt, dann am 2. Dezember genehmigt wurde. Am 10. Dezember 1977 verließ Hans Joachim Schädlich die DDR.

Was Schädlich damals nicht wußte, erfuhr er fünfzehn Jahre später, als nach dem Vergehen der DDR die Akten ihres Staatssicherheitsdienstes zugänglich wurden: daß er damals nicht nur systematisch seiner literarischen Existenzmöglichkeiten beraubt wurde, sondern daß er auch als Bürger der DDR kriminalisiert werden sollte. Und etwas anderes noch entdeckte Schädlich in seinen Akten: den sogenannten „Sachverständigen-IM“ den Literatur-Wissenschaftler und -Kritiker im Dienst der Staatssicherheit.

Schriftstellerinnen und Schriftsteller, die damals die DDR verließen, wurden von den westlichen Medien mit offenen Armen empfangen und hatten, wenn sie sich auf deren Spielregeln einließen, alle Chancen, in der westdeutschen Öffentlichkeit bekannt zu werden.

So erinnere ich, daß, als ich Hans Joachim Schädlich, im Monat nach seiner Ankunft in der Bundesrepublik, zu einer Lesung am 22. Januar 1977 ins Göttinger Deutsche Theater eingeladen hatte – es war seine erste öffentliche Lesung überhaupt –, sogleich mehrere Fernsehteams sich ansagten, um über diese Lesung zu berichten. Das Theater war überfüllt. Die Zuhörer waren gespannt auf die Lesung des noch unbekanntem Autors. Die Fernsehredakteure aber erwarteten eine politische Demonstration. Sie waren nicht interessiert an der Lesung, deren Texte in ihren Berichten dann auch nur am Rande noch vorkamen; die versammelten Redakteure waren erpicht auf Äußerungen des Schriftstellers zu seiner Ausreise und auf politisch verwertbare Kommentare.

Hans Joachim Schädlich hat sie alle enttäuscht.

Schädlich hatte sich in der DDR weder politisch noch publizistisch instrumentalisieren lassen, und auch in der Bundesrepublik wollte er nichts dergleichen. Er wollte seinen eigenen Weg gehen, eigene Erfahrungen machen. Und er hat sie gemacht, ist seinen Weg gegangen: unbestechlich und klar.

Doch die Anfänge waren schwierig. Schädlich mußte erst einmal ankommen in einem fremden Land.

Es wurden Jahre des Versuchens, Jahre der kleinen Texte, die fast alle noch zu tun haben mit der Erfahrung der Diktatur. Sie mußte aufgearbeitet werden, ihre typischen Phänomene wurden poetisch analysiert. Dafür hat Schädlich seinen markanten Stil ausgebildet. Er gab seinem Blick auf die gesellschaftlichen Verhältnisse jene sprachliche Form, die angemaßte Erhabenheit und falsche Erhebung der Machthaber über die Unmächtigen entlarvt. Der Titel „Versuchte Nähe“ signalisiert, daß die Distanz zwischen Mächtigen und Unmächtigen unüberwindbar ist. Um diese nicht immer sichtbare, aber faktisch vorhandene Distanz erkennbar zu machen, verrückt Schädlich den uns vertrauten Blick auf die Wirklichkeit, indem er sie in verfremdenden Sätzen beschreibt.

Auch die dann schon in der Bundesrepublik entstandenen Erzählungen hatten noch den Parabel-Charakter jener Texte aus „Versuchte Nähe“. Und der Gleichnischarakter hielt sich auch in den Texten der achtziger Jahre. Etwa im „Sprachabschneider“, den Schädlich wie ein Kinderbuch anlegte, das freilich nicht minder für Erwachsene gilt: eine märchenhafte Parabel auf die Zensur. Noch der Roman vom unsterblichen Polizeispitzel Tallhover ist parabelhaft grundiert. Für all diese Texte gilt noch nicht, was dann „Schott“ ausmacht: die Entwicklung erzählerischer respektive literarischer Realität aus ästhetischer Wirklichkeit; oder, wie Ruth Klüger (die ihm den Kleist-Preis zusprach) es einmal gesagt hat: Auch im Roman „Schott“ gebe es zwar unübersehbar die politische Dimension, die sei aber nicht an historische Ereignisse gebunden.

Auch die in „Schott“ hergestellte Wirklichkeit will sich freilich an der realen Wirklichkeit messen lassen. Doch mußte, bis „Schott“ geschrieben werden konnte, die Last der Geschichte abgearbeitet werden: die Erfahrung der kommunistischen Diktatur und das Erbe des nationalsozialistischen Terrors. Schädlich wurde zum unbestechlichen Chronisten dieser Erfahrung.

Aber grundsätzlicher, über den historischen Ort und politischen Anlaß hinausgehend, ist der Schreibprozeß für Schädlich immer ein Erkenntnisprozeß. Dabei sei, so Schädlich, die Wahl des Gegenstands, den er sich für die erst ziellose Erkundung, dann für das zielgerichtete Schreiben wähle, nicht zufällig; doch die Auseinandersetzung mit dem gewählten Gegenstand selbst müsse kalt aus ihm entwickelt werden, dürfe weder ideologisch noch auch nur appellativ intendiert sein.

Zwei wichtige Texte Schädlichs sind mit dem Schlüssel dieser Maßgabe aufzuschließen: „Mechanik“, ein kürzerer, und „Tallhover“ der erste Roman von Schädlich.

„Tallhover“, erschienen vier Jahre vor dem Vergehen der DDR, erzählt das Scheitern revolutionäre Bestrebungen im deutschen 19. und 20. Jahrhundert aus der Perspektive des unsterblichen Agenten der politischen Polizei Ludwig Tallhover, der 1819 geboren ist und 1955, nun im Dienste der DDR, sich selbst den Prozeß macht, weil er versagt habe: es sei ihm nicht gelungen, die Überwachung und Verfolgung von Aufsässigen zur Vollkommenheit zu bringen.

Schädlich entwickelt die Form der Darstellung beider Texte aus den spezifischen Bedingungen ihren Stoffe.

„Mechanik“ entfaltet, ausgehend von Fragen nach dem authentischen Euthanasiemord an Fritz Ruttig im Jahre 1940, die sozialpathologische Geschichte der Familie des Ermordeten. Der Text läßt die überlebenden Verwandten des Fritz Ruttig auf die eine Frage antworten: Was geschah damals mit Fritz und seinen Geschwistern? Schädlichs neutrales Protokoll der Antworten wird zur eindringlichen Diagnose einer Sprachlosigkeit, die subjektiv nicht zur Erkenntnis der Ursachen fähig ist: weder der familiären Disposition zur Krankheit noch der Zwangsmaßnahmen im „Dritten Reich“.

Alle Auskunft gebenden Figuren verhalten sich wie Teile eines Räderwerks, in dem sie einerseits stecken, das sie aber andererseits auch selbst erst herstellen und am Leben halten. Indem sie seine Mechanik bedienen, folgen sie mechanisch den Gesetzen der Konvention und verharren in ihrer unmündigen Ohnmacht.

Dieser Konvention folgt auch Tallhover, er freilich im Auftrag der Mächtigen, die sich der komplexen Räderwerke bedienen, um Macht zu etablieren und zu befestigen. Tallhover ist ihr perfekter Agent, ein Anhänger der absoluten „Idee vom reinen ordnenden Staat“, seines reibungslosen Funktionierens, seiner geschmierten Mechanik – alles, was Sand in ihrem Getriebe ist, wird überwacht, kaltgestellt, abserviert, umgebracht: Sozialisten und Revolutionäre, alle Unbotmäßigen im 19. Jahrhundert und die Widerständler ideologischer Macht im 20. Jahrhundert. Aber am Ende wird Tallhover, obgleich im Dienste seines Prinzips so viele, die gegen die Mechanik des absoluten Gesetzes aufbegehrten, verfolgt und umgebracht wurden, doch nicht gesiegt haben; denn die menschliche Natur widersetzt sich der reinen Theorie.

Deshalb macht sich Tallhover am Ende dieser großen Parabel von der pervertierten Utopie selbst den Prozeß: „Ich erkläre hiermit, daß ich als lebenslanger Mitarbeiter der Dienste einer der Schuldigen bin an schwerwiegenden Unterlassungen, deren sich die Dienste schuldig gemacht haben. (...) Es handelt sich unter anderem um Fehler, die einen fehlerhaften, unheilvollen Verlauf der Geschichte erst zugelassen haben.“

Jene Spur des Menschen durch die Zeit, die wir Geschichte nennen, ist in Tallhovers Sinn also fehlerhaft verlaufen – doch nach welchem Maß? Das 20. Jahrhundert hat die im 19. Jahrhundert ausgedachten Geschichtsentwürfe menschenfeindlich, nämlich mit Absolutheitsanspruch verwirklicht. Damit sind auch deren utopische Antriebsanteile weitgehend denunziert, und ganze Bibliotheken, deren Verfasser die Mechanik der totalitären Herrschafts- und Staatssysteme schmierten, wurden Makulatur. Tallhovers Idee vom "bedingungslos reinen Staat" darf das Maß nicht sein, an dem die gesellschaftliche Existenz des Menschen gemessen wird; denn für sie ist der Mensch als Mensch der Fehler des Systems. Ihn auszumerzen oder zu vernichten, war Tallhovers Aufgabe; ihn der Mechanik des Systems anzupassen, war Aufgabe der ihm dienenden Literatur.

Heute erscheint der Mensch zurückgeworfen auf seine existentielle Erfahrung. Nun kann er sich wagen. Aber Freiheit ist Chance und Risiko zugleich, gesellschaftlich und politisch. Nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts gegenüber allen heilsversprechenden Konzeptionen ist Skepsis angesagt: der fruchtbare Zweifel einer Vernunft, die mit der Dialektik von Intellekt und Sinnlichkeit begabt ist. Ihr redet Schädlich das Wort – und schreibt eine Literatur, die auf ihr beruht. Und zwar nicht, indem er das immer gleiche Erfahrungsstückchen auf etwas andere Weise inszeniert, sondern indem er mit jedem Buch neue Erfahrungen sucht und neue Wahrnehmungsmöglichkeiten ausprobiert.

So führt Schädlich in seinem neuesten Buch «Anders» seine Leser mit Hilfe zweier Meteorologen, die ja qua Beruf wissen, wie der Wind weht, in die Abgründe der menschlichen Camouflage, wie sie in den Wechseln der zur Macht gekommenen mörderischen Ideologien des 20. Jahrhunderts gang und gäbe war; denn da wurden der Verrat, die Verstellung, die Lüge geradezu endemisch, weil, wie Primo Levi es formuliert hat, den Menschen der „Zugang zur Wahrheit verboten und verweigert“ und so eine „Versuchung ihrer Moral und ihrer Erinnerung“ betrieben wurde

Erzählerische Systemkritik an verschworenen menschlichen Gemeinschaften, die aus unterschiedlichen Interessen autoritäre Organisations-strukturen ausbilden, in denen ausschließlich diese Interessen mit aller Macht durchgesetzt werden, übt sein „Trivialroman“. Schädlich legt darin das strukturelle Axiom solcher Organisationen frei, das für eine totalitäre, faschistische oder kommunistische, Partei ebenso gilt wie für einen kapitalistischen

Geschäftsbetrieb, für eine religiöse Sekte ebenso wie für eine straff durchorganisierte Kirche. Sie alle erscheinen entworfen auf dem Palimpsest alter Ordenskongregationen.

Die poetische Erkenntnisarbeit des Schriftstellers Hans Joachim Schädlich versucht, solche Strukturen der Gewalt erkennbar zu machen und den Menschen zu helfen, sich aus ihrer selbstverschuldeten oder oktroyierten Unmündigkeit zu lösen. Dafür steht sein gesamtes Werk, von Anfang an. So ist Schädlich, um es mit der Formel der Preisverleihungsurkunde zu sagen, der kritische Begleiter unserer Zeit, und seine unbestechliche Wahrnehmung und seine klare Sprache setzen Erfahrungs- und Erkenntnisprozesse in Gang, die seine Leser dazu begaben, sich der totalitären und fundamentalistischen Gefährdung dieser Zeit zu erwehren.

Davon handelt nicht zuletzt auch Schädlichs Buch vom Fabel-Erzähler Äsop. Viele Erzähler haben die Lebensgeschichte Äsops im Laufe zweier Jahrtausende überliefert und ihren Helden ausgestattet mit den mustergültigen Verhaltensweisen eines underdog, der den Mächtigen mit Klugheit und eulenspiegelhaftem Witz begegnete. Schädlich hat daraus ein wunderbares Buch gemacht. Unter dem programmatischen Titel „Gib ihm Sprache“ hat er „Leben und Tod des Dichters Äsop“ nacherzählt als Geschichte eines Unmächtigen, der, begabt mit genauem Denken und Sprechen, das ungenaue, weil falsche Bewußtsein der Mächtigen vorführt.

Äsop brachte es auf der Insel Samos vom Sklaven des Philosophen Xanthos zum Ratgeber aller Samier und dank seiner Klugheit schließlich auch zum Ratgeber des Königs von Babylon, Lykurgos. In Delphi hat er sich, von den Delphern zu Unrecht zum Tode verurteilt, vom Felsen gestürzt. Angeblich habe er eine goldene Schale aus ihrem Tempel gestohlen; eher wohl hat sein erkenntniskritischer Witz dort ihre wolkigen Orakel gestört.

Wir aber verurteilen unsere kritischen Geister nicht, sondern wir ehren sie; denn sie haben uns nicht bestohlen, sondern beschenkt und reicher gemacht. Deshalb ehren wir Dich heute, lieber Jochen, mit dem Hofmann-von-Fallersleben-Preis, wozu ich Dir herzlich gratuliere.